

**Grußwort
von Präses Nikolaus Schneider
anlässlich des Forums für Heil- und Religionspädagogik
Bad Honnef
am 10. März 2010**

Sehr geehrte Damen und Herren,

zur Jubiläumstagung des Forums für Heil- und Religionspädagogik grüße ich Sie im Namen der Evangelischen Kirche im Rheinland herzlich. Sie reflektieren das Spannungsfeld von Autonomie und Angewiesensein, von Identität und Verständigung, von Individualität und Gemeinschaft. Eine produktive Spannung! Heil- und Religionspädagogik, aber auch die Theologie erfahren kräftige Impulse, wenn sie diese Spannung aushalten und für ihre Weiterentwicklung fruchtbar machen.

Zurzeit konzentriert sich das öffentliche Interesse auf den Begriff der Inklusion. Die Bundesrepublik Deutschland ist vor einem Jahr der UN-Behindertenrechtskonvention beigetreten und man darf gespannt sein, welche Veränderungen des Bildungs- und Sozialsystems daraus abzuleiten sind. Jedenfalls werden die Teilhaberechte von Menschen mit Behinderungen deutlich gestärkt. Selbstbestimmung heißt das Zauberwort, das zum Motor der Entwicklung wird – oder, weniger technisch ausgedrückt: „Nichts ohne uns über uns“. Im Zuge der Inklusionsdebatte wird sich nicht nur die Heil- und Religionspädagogik, sondern die Gesellschaft verändern. Und natürlich die Kirche ebenfalls.

Unsere Landeskirche erinnert sich in diesem Jahr der Generalsynode 1610 in Duisburg, wo die presbyterial-synodale Ordnung beschlossen wurde. Auch ein Konzept der Teilhabe. Ein Konzept, das die Gottebenbildlichkeit jedes Menschen ernst nimmt und deshalb die Teilhabe an Entscheidungsprozessen der Kirche allen Gemeindegliedern ermöglicht – über Presbyterien und Synoden. Das hat unserer Kirche ein hohes Maß an Freiheit und Diskursfähigkeit beschert und löste erhebliche Anstrengungen im Bildungsbereich aus. Der Inklusionsanspruch, die Diskussion über die Rolle von Menschen mit Behinderungen in unseren Gemeinden und Einrichtungen wird noch einmal wichtige Akzente für die Veränderung der Kirche bringen.

Denn 150 Jahre lang waren Anstalten und Sondereinrichtungen, in der man sich spezialisiert um die besonderen Bedürfnisse der Menschen mit Behinderungen und psychischen Problemen kümmern konnte, das wegweisende Modell. Sie wollten eine Gegenwelt sein, Orte der Barmherzigkeit – und oft waren sie es auch. Mit der Herausnahme aus den „normalen“ sozialen Bezügen sollte alles Störende ferngehalten werden und ein Schonraum entstehen, in dem

Menschen sich positiv entwickeln konnten. Dadurch setzte sich aber zunehmend eine Defizit-orientierung durch. Außerdem wanderte die Diakonie institutionell aus der Gemeinde aus und wurde zur Aufgabe von Spezialisten. Nur mit Mühe konnte die Kirche den Zusammenhang von Verkündigung und Hilfehandeln, von Sammlung und Sendung bewahren. Die Entwicklung einer Sonderwelt für Menschen mit Behinderung war die Folge. In vielen Gemeinden kamen sie nicht mehr vor.

Das wird sich ändern. Gegenwärtig nehme ich neue, spannende Entwicklungen wahr. Der Kirchenkreis Essen hat schon vor vielen Jahren das Konzept Menschenstadt entwickelt, das die Kultur des Zusammenlebens von Menschen mit und ohne Behinderung in der Ruhrmetropole so weiterentwickelt, dass alle davon profitieren. Die Jugendarbeit sucht nach neuen Konzepten im Zeichen der Inklusion. Die Evangelische Stiftung Hephata löst die Anstalt auf und etabliert dezentrale Wohnkonzepte in Nachbarschaften und sucht dabei ausdrücklich die Unterstützung der Gemeinden. Integrative Kindertagesstätten sind zu einer Art evangelischem Markenzeichen im Elementarbereich geworden. Und das Nebeneinander von Förderschulen und Gemeinsamen Unterricht wird sich zunehmend zu Gunsten des GU verschieben, wenn die Wahlfreiheit ernst genommen wird und die personelle und fachliche Ausstattung des Gemeinsamen Unterrichts so ist, dass auch bei heterogenen Lerngruppen niemand verloren geht.

Parallel zu diesen Entwicklungen melden sich zunehmend Theologen und Theologinnen mit Behinderungen zu Wort. Ausgehend vom Bilderverbot der Alten Testaments fordern sie, vom Mythos körperlicher Perfektion abzurücken. Profiliert hat in unserer Kirche Pfarrer Ulrich Bach eine „Theologie nach Hadamar“ entwickelt, die das immer noch vorfindliche „Apartheitsdenken“ in Kirche und Gesellschaft, den Riss zwischen Nichtbehinderten und Behinderten, Gesunden und Kranken, Starken und Schwachen überwinden will. Er erinnert uns daran, dass vom Kreuz Jesu die befreiende Frohbotschaft ausgeht: Gottes Ja gilt jedem Menschen, mit und ohne Behinderung! Denn ohne die Schwächsten ist weder die Kirche noch die Gesellschaft, in der wir leben, ganz.

Wie gesagt: wir bewegen uns unter dem Inklusionsanspruch in einer Zeit produktiver Spannung – in der Gesellschaft, aber auch in der Kirche.